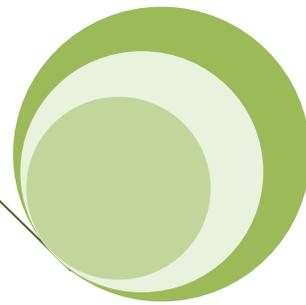




Jugendreferentenseminar Süd VII
Österreichische Blasmusikjugend
Seminarleiter: Mag. Andreas Schaffer



„Jedes Kind will musizieren“

**Musikalische Tätigkeit versus digitale
Demenz**

Verfasst von:

Viktoria Pedarnig

Weizelsdorf 87

9162 Strau

Trachtenkapelle Mauthen



Inhaltsverzeichnis

Vorwort	3
Lernen vor und nach der Geburt.....	4
Musizieren versus digitale Demenz.....	4
Musik als Belohnung	5
Der Mensch als zoon politikon – Gemeinschaftswesen.....	6
Erziehung und peer – group	8
Positive Auswirkungen	9



Vorwort

Die Thematik des Musizierens, und inwiefern die Musik positive Auswirkungen auf Kinder, Jugendliche, ebenso wie auf Erwachsene ausübt, begegnet mir in letzter Zeit sehr oft. Zum einen durch die Arbeit im Verein, wo wir uns permanent um musikalischen Nachwuchs bemühen und dementsprechend zu argumentieren lernten. Zum anderen aufgrund meines Lehramtsstudiums an der Pädagogischen Hochschule Klagenfurt. Im Zuge meines Studiums und der damit verbundenen Praxis an den diversen Neuen Mittelschulen stieß ich auf die Problematik der Werteverchiebung im Kinder- und Jugendalter. Unter dieser Werteverchiebung verstehe ich die Art und Weise, wie sich die Qualität der Freizeitgestaltungen quasi wegrationalisiert und sich die daraus resultierenden Konflikte - sowohl in der Schule als auch zu Hause - häufen.

Vor allem im städtischen Raum, so meine Beobachtungen, gibt es keine Wertevorstellungen und Prioritäten mehr, oder sehr wenig brauchbare, welche den Kindern und Jugendlichen von ihren Eltern vorgelebt werden.

Um diese Problematik der abnehmenden Bereitschaft, sich über einen längeren Zeitraum regelmäßig mit einer kreativen oder gesellschaftlichen Tätigkeit anstatt mit den neuen Medien und digitalen Zeitvertreibern zu beschäftigen aufzuzeigen, widme ich diese Arbeit den positiven Auswirkungen des Musizierens und den damit verbundenen Folgeerscheinungen auf kognitive Fähigkeiten.

Viktoria Pedarnig

Mai 2013



Lernen vor und nach der Geburt

Es ist erwiesen, dass der Tastsinn, sowie die Funktionen Sehen, Hören, Riechen und Schmecken bereits im Mutterleib heranreifen. Untersuchungen haben ergeben, dass das Kind im Mutterleib Töne nicht nur hört, sondern sich diese auch merken kann. Melodien und Rhythmen, mit denen das ungeborene Kind bereits regelmäßig konfrontiert wurde, erkennt es auch später im Säuglingsalter. Ungeborene unterliegen bereits einer *Prägung*, ein Phänomen welches der Nobelpreisträger Konrad Lorenz entdeckte. Um es mit einer Metapher auszudrücken: eine Festplatte muss vor Gebrauch formatiert werden, ebenso werden im menschlichen Gehirn Verknüpfungen erfahrungsabhängig geschaffen oder gelöst, wobei sich das Gesamtsystem zugleich verändert- sich also stabilisiert und zudem wächst. (vgl. SPITZER 2006, S. 201ff)

Aus diesen Erkenntnissen der Wissenschaft können wir schlussfolgern, dass man schon dem ungeborenen Kind einen Impuls mitgeben kann, um schon in den ersten Lebensjahren Begeisterung für die Musik zu entwickeln. Warum diese Möglichkeit tatsächlich erstrebenswert ist, wird in den folgenden Kapiteln näher beschrieben.

Musizieren versus digitale Demenz

Wie eingangs erwähnt, können Ungeborene und Kleinstkinder Melodien und Töne schon hören, sich diese merken und wiedererkennen. In diesem Zusammenhang muss man dem Missverständnis begegnen, welches darin besteht, dass man den Kindern die Lernumgebung am besten per Computer darbietet. Argumente, welche dagegen sprechen: vom Computer produzierte Töne und Klänge (ebenso wie Bilder) stellen für Säuglinge und Kleinkinder eine *verarmte* Umgebung dar- die Klänge sind schlecht korreliert. Daraus resultiert eine Klang- und Bildsoße, welche dem Kind nicht dazu nützen, die Welt zu begreifen. Mit der mangelnden Korrelierung ist gemeint, dass die Klänge aus den Lautsprechern im Gegensatz zu denen aus der wirklichen Realität keine Zusammenhänge konstruieren. Bewegt sich in der Realität etwas vorne links, dann kommt auch das Geräusch von vorne links. Die normale Entwicklung des Hörens wird also beeinträchtigt, wenn vermehrt digitale Mechanismen zum Einsatz kommen. Das Verständnis über die Wechselwirkungen der Welt ist die

Voraussetzung für den Umgang mit der virtuellen Realität des Computers. (vgl. SPITZER 2006, S. 224ff).

Das Wort Demenz leitet sich vom lateinischen *de* (herab) und *mens* (Geist) ab – hat wörtlich übersetzt also die Bedeutung *geistiger Abstieg*. Wie jeder Abstieg dauert auch dieser länger, wenn aus größerer Höhe abgestiegen wird. Diese Höhe ist hier metaphorisch mit geistiger Leistungsfähigkeit gleichzusetzen. Das Gehirn ist wie jeder andere Muskel unseres Körpers, den es lohnt zu trainieren. Trainiert wird er mittels aktiver Auseinandersetzung mit der Welt. Unsere geistige Leistungsfähigkeit hängt also davon ab, wie viel wir geistig leisten. Computer nehmen uns geistige Leistung ab, der Computer kann also als Lernverhinderungsmaschine gesehen werden, weil die Fähigkeit des Gehirns, Informationen zu verarbeiten, abnimmt. (vgl. SPITZER 2006, S. 60ff)

Auch wenn wir es in den Reihen unserer Vereine nicht mit Kleinstkindern zu tun haben, können wir als langjährige Mitglieder oder Funktionäre mit gutem Beispiel vorangehen und bei Proben, Auftritten oder gesellschaftlichen Zusammentreffen den Einsatz der digitalen Medien, wie beispielsweise dem Smartphone, reduzieren. Die Kinder und Jugendlichen, mich nicht ausgenommen, werden ohnehin im Alltag, wie auch in den Bildungsinstitutionen von elektrischen, magnetischen und elektromagnetischen Feldern (Elektrosmog), beschallt und unterliegen einer permanenten Reizüberflutung.

Musik als Belohnung

Dass sich Schokolade auf das Belohnungssystem des menschlichen Gehirns auswirkt wird von vielen vermutet, ist aber wissenschaftlich belegt. Mittels funktioneller bildgebender Verfahren wurde es möglich, das Belohnungssystem des Menschen direkt zu untersuchen. Wer würde jedoch annehmen, dass sich auch der Blickkontakt mit einem attraktiven Menschen, ebenso wie das Hören von als angenehm empfundener Musik dieses Belohnungssystem aktivieren? Blood & Zatorre berichteten 2001, dass Musik das körpereigene Belohnungssystem stimuliert, welches auch durch beispielsweise Rauschdrogen stimuliert wird. Diese Stimulation geht mit der Ausschüttung von Dopamin und endogenen Opioiden einher. Dazu sei gesagt, dass Musik, welche beim Einen Gänsehaut erzeugt, bei einem Anderen nichts bewirkt. Umgekehrt wird durch als angenehm

empfundene Musik unangenehme Emotion wie Angst oder Aversion gemindert. Damit hat die Wissenschaft auch festgestellt, warum jemand, der in den dunklen Keller geht, singt oder pfeift. Zusätzlich führt Musik, die der Hörer mag, auch zur Aktivierung von Strukturen, die für Aufmerksamkeit und Wachheit wichtig sind. Auf diese Weise hat die Musik günstige Auswirkungen auf das Wohlbefinden für die Leistungsfähigkeit und das Wohlbefinden der Menschen. Aus diesen Untersuchungen ist herauszulesen, dass Musik sich auch auf die Entwicklung des Werteempfindens auswirkt: die Musik wird *bewertet*, um sie auf sich wirken zu lassen. Dieses „Belohnungszentrum“ (orbitofrontaler Kortex) ist sogleich das „Bewertungszentrum“. (vgl. SPITZER2006, S. 184 ff)

Jetzt könnte man sich fragen, warum das Üben mit dem Musikinstrument so ein leidiges Thema darstellt, wenn Musik doch das Belohnungszentrum derart aktiviert. Meine Interpretation wäre ja, dass jene Klänge und Musik, welche beim Üben ertönen vielleicht nicht gerade als angenehm empfunden werden. Um dem Thema Üben etwas reflektierter zu begegnen kann man sagen, dass dafür ein hohes Maß an Konsequenz und Kontinuität erforderlich ist und dieses konsequent und kontinuierlich eingefordert werden muss. Zwei Voraussetzungen, welche den Kindern vor allem in den ersten Jahren des Musizierens nicht gerade zu Eigen sind und auch die Eltern und Pädagogen an ihre Grenzen führt.

Der Mensch als zoon politikon – Gemeinschaftswesen

Obwohl Menschen nicht nur mit- sondern auch gegeneinander arbeiten, sind sie auf Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen. Warum ist der Mensch aber ein Gemeinschaftswesen, wenn er doch durch Hilfsbereitschaft Ressourcen verschwendet? Demnach sollten altruistische Menschen vom Aussterben bedroht sein, weil Egoismus den Menschen evolutionär fitter erhält. Es gibt sie aber (noch) – die netten, hilfsbereiten, selbstlosen Menschen, und wir bezeichnen sie auch nicht als Letalmutanten. Auch der Grund für das Nicht- Aussterben eben jener Menschen wurde wissenschaftlich ergründet. Und zwar vom Biologen William Hamilton und dessen auf 1963 zurückgehendes Argument der *kin selection*. Wir Menschen erlernen kooperatives Verhalten, weil wir es uns angewöhnen, uns nach „Spielregeln“ zu verhalten. *Spielregeln* lehrt man die Kinder am Besten, indem man sie *spielen* lässt - es geht darum, den Kindern in kleinen Bereichen Verantwortung zu übertragen, vor allem für andere. Dadurch lernen sie was es heißt, gemeinsam zu



entscheiden und diese Entscheidung dann in der Gemeinschaft zu tragen. Sozialverhalten lernt man nur in Gemeinschaft, Kooperation wird spielerisch gelernt, das dazugehörige Spiel heißt *Miteinander leben!* (vgl. SPITZER 2006, S. 293 ff)

Auch die Anerkennung der Gesellschaft spielt eine große Rolle und motiviert uns Musiker immer wieder aufs Neue. Wir sind in der glücklichen Lage, dass uns von der Gesellschaft für musikalisches Können eine hohe soziale Anerkennung entgegengebracht wird. Anerkennung ist einer der Werte, wofür es sich lohnt, einen Beitrag zur Vereinsarbeit zu leisten.

Werte - das sind vor allem Leben, Freiheit, Frieden, Gerechtigkeit, Brüderlichkeit, Wahrheit, Weisheit, Liebe, Gesundheit, Achtung und Schönheit – machen hauptsächlich innerhalb der Gemeinschaft Sinn, nur dort können sie erfahren werden. (vgl. SPITZER 2006, S. 357)

Ronald Petschnig, musikalischer Leiter des Jugendmusikvereins Maria Rain erzählt in der Kärntner Woche vom 22.05.2013:

Kreativität fördern

Das Ziel: Den Kindern eine sinnvolle Betätigung in einer Gemeinschaft zu ermöglichen. Das geht über das Musikalische hinaus.

Ohne Gemeinschaft sind Werte *wertfrei* zu sehen.

Online Netzwerke

In jedem Menschen steckt ein Grundbedürfnis nach Kontakt zu den Mitmenschen, dieses Bedürfnis kann über soziale online – Netzwerke befriedigt werden. Die Anonymität des Internets bewirkt jedoch, dass wir uns weniger um adäquates Sozialverhalten bemühen müssen. Wer seine Sozialkompetenzen bereits auf normalem Wege, also in der realen Welt erworben und entwickelt hat, nimmt in online – Netzwerken kaum Schaden. Wer als Kind oder Jugendlicher den Großteil seiner Zeit im Internet verbringt, raubt seinem Gehirn die Chance, die für das Sozialverhalten zuständigen Gehirnareale zu entwickeln. Das Internet ist voller scheiternder Sozialkontakte, diese führen in weiterer Folge zu Einsamkeit und Depression. Bei Kindern kann mit dem Ersatz von echter zwischenmenschlicher Kommunikation durch digitale online – Netzwerke eine Verkleinerung des sozialen Gehirns verbunden sein. (vgl. SPITZER 2012, S. 127ff)



Wie das Musizieren den häufigsten Stressoren unserer Zeit - mangelnde Selbstregulation, Einsamkeit und Depression entgegenwirkt, und die Zugehörigkeit zu einer *realen* Gesellschaft das Selbstvertrauen stärkt, wird in weiterer Folge erläutert.

Erziehung und peer – group

Erziehung beinhaltet unausweichlich immer das Vorleben von Bewertungen. Im Umgang mit jungen Menschen sollten wir für Beispiele sorgen. Für viele Beispiele und eine große Vielfalt an Beispielen. Das Elternhaus ist sicher der wichtigste Ort, wo dies alles stattfinden soll. Vor allem im Jugendalter ist es die Gruppe der Gleichaltrigen, welche für die Jugendlichen eine zentrale Rolle spielt und großen Einfluss ausübt. Diese *peer group* hat für die Einstellung der Jugendlichen eine zunehmend große Wichtigkeit. (vgl. Spitzer 2006, S. 357f)

Im Zuge der Vereinstätigkeit, vor allem der Jugendarbeit, begegnet uns die peer group als enorm wichtiger Faktor. Es ist bekannt und nachvollziehbar, dass vor allem Neuzugänge sich in gleichgesinnter und wenn möglich gleichaltriger Gesellschaft wohler fühlen und leichter integrieren. Eine Kernaufgabe des Jugendreferenten/der Jugendreferentin ist es, eben diese Integration zu fördern und zu optimieren. Im Vereinsalltag ist es selten der Fall, dass Neuzugänge gleich mit einer peer group eintreten oder im Verein auf Anhieb eine peer group zum „andocken“ finden. Sehr oft findet man in den umliegenden Vereinen beinahe generationsartige Stufen. Das heißt, es gibt die Musiker, welche sich schon jenseits der 60 Jahre bewegen, mit großem Abstand dann die Generation um die 40 Jahre. Nach einem weiteren großen Loch kommen dann jene, welche einmal „die Jungen“ waren und jene, welche wirklich „die Jungen“ sind. Es fällt einem nicht schwer sich vorzustellen, dass ein neu eintretendes Mitglied im Alter von 12 Jahren sich mit einer gewissen Integrationsproblematik konfrontiert sieht. Hier ist es Aufgabe der des Jugendwartes / Jugendreferentin oder Jugendreferent, als Mittelstück zwischen den Generationen zu fungieren und dem neuen Mitglied/den neuen Mitgliedern zu helfen, sich in die bestehende Vereinsgemeinschaft (auch eine oder mehrere peer groups) einzugliedern. Es besteht eine Vielzahl an Möglichkeiten und Ressourcen, auf die bei diesem Integrationsprozess zurückgegriffen werden kann, diese wird an dieser Stelle nicht weiter thematisiert. Ohne Frage lernt nicht nur der Jugendreferent/die Jugendreferentin mit Situationen dieser Art umzugehen, auch für die Betreffenden Neuzugänge ist deren Eintritt ein Zugewinn an

sozialen und intellektuellen Kompetenzen, welche auf andere Lebensbereiche übertragen werden können.

Positive Auswirkungen

In den vorangegangenen beschreibenden Artikeln wurde schon auf viele Vorteile des Musizierens, vor allem des gemeinsamen Musizierens, eingegangen - nachfolgend möchte ich auf einige weitere dieser Vorteile näher eingehen:

Sozialverhalten

Unsere Kinder und Jugendlichen bringen individuelle Voraussetzungen und Vorlieben mit, diese gilt es in der Gemeinschaft unter einen Hut zu bringen. Unterstützt durch Lob und Ermutigung wird es den Kindern ermöglicht, an deren Schwächen zu arbeiten und deren Stärken zu entdecken und zu entfalten. Erstrebenswert ist es, dass das Kind als Individuum zur Geltung kommt und mittels Teamgeist mit den anderen Mitgliedern zu einer Einheit zusammenwächst. In diesem Gefüge werden Rücksichtnahme, Geduld und Integrationsbereitschaft gelernt. (vgl. RITTERSBERGER 2003, S. 60)

Konzentrationsfähigkeit

Bei erfolgreicher Gratwanderung, Kindern Musik nahezubringen, ohne sie zu überfordern, kann man schon bei zwei- bis dreijährigen die Konzentrationsfähigkeit in bescheidenem Maße schulen. Durch viele Wiederholungen und kleine Schritte vom Leichten zum Schweren werden alle miteinbezogen, die Leistungsschwächeren gefördert und die Leistungsstärkeren gefordert. Durch die vielen Möglichkeiten der Gestaltung werden die jeweiligen Einheiten aufgelockert. (vgl. RITTERSBERGER 2003, S. 60f)

Leistungsbereitschaft

Kinder *wollen* etwas lernen, und auch ohne es zu wollen, lernen sie – nach dem bekannten Gehirnforscher Manfred Spitzer können sie gar nicht anders.

Durch die Beanspruchung beider Gehirnhälften, sowie der Beteiligung aller Sinne beim Musizieren steigt die kognitive Leistungsfähigkeit. In diesem Kontext ist es für die Erzieher und Pädagogen notwendig darauf zu achten, die Kinder nicht zu überfordern. Überforderung

führt zu einem ebenso schlechten Ergebnis wie Unterforderung. Überforderung aufgrund von Frustration – Unterforderung aufgrund von Langeweile. (vgl. RITTERSBERGER 2003, S. 61)

Hier bietet sich der Vergleich mit einer Pflanze an: Auch die Pflanze bedarf eines gewissen Ausmaßes an Pflege – ein zu Viel oder zu Wenig wirkt sich negativ aus.

Schulung der Hör- und Sprechfertigkeit

Das Gehör wird durch das Zusammenspiel im Ensemble gefordert und infolgedessen geschult. Fragestellungen wie „Höre ich meinen Nachbarn? Höre ich mich selber? Höre ich die Flöten in der ersten Reihe?“ kann den Kindern ihr eigenes Gehör mehr vergegenwärtigt werden und dieses wird resultierend daraus auch geschult. Wie wichtig das Gehör in weiterer Folge für den Sprachgebrauch ist, ist plausibel: Wenn für jemanden der Laut "ta" hörend nicht von "da" unterschieden werden kann, ist für denjenigen auch die korrekte Aussprache dieser Laute schwierig. Musikalisch tätige Kinder profitieren nicht nur im Erwerb der Muttersprache, sondern in weiterer Folge auch im Erwerb von Fremdsprachen von ihrem geschulten Gehör.

Geistige Forderung

Durch das Erlernen eines Instrumentes, ebenso wie durch Chorgesang wird Kindern die Möglichkeit eröffnet, sich ohne Sprache in einem anderen Kommunikationssystem auszudrücken. Das gemeinsame Erreichen eines Ziels in gleichgesinnter Gesellschaft bietet eine Plattform für fundamentale Erfahrungen im geistigen Bereich.

Literaturverzeichnis

RITTERSBERGER, Andrea (2003): Jedes Kind will musizieren. Musik macht intelligenter und selbstbewusster. München: Beutsverlag.

SPITZER, Manfred (2006): Lernen. Gehirnforschung und die Schule des Lebens. Spektrum: Heidelberg.

SPITZER, Manfred (2012): Digitale Demenz. Wie wir uns und unsere Kinder um den Verstand bringen. Droemer: 2012.